

Das Buch

Im Stadtstaat Camorr hat man eine ganz eigene Lösung gefunden, um die Kriminalität unter Kontrolle zu halten: den »Geheimen Frieden«. Gemäß dieser Absprache zwischen dem Adel und dem Herrscher der Unterwelt dürfen Diebe mehr oder weniger ungestraft ihr Unwesen treiben, solange die Aristokratie von ihnen verschont bleibt. Doch Locke Lamora und seine Gentlemen-Ganoven halten nicht viel von Absprachen und haben es sich zur Gewohnheit gemacht, die Reichen der Stadt um ihr Geld zu erleichtern. Das funktioniert wunderbar, bis der geheimnisvolle Graue König mithilfe eines scheinbar unbesiegbaren Soldmagiers die Macht über die Unterwelt an sich reißt und droht, das sensible Herrschaftsgefüge von Camorr aus dem Gleichgewicht zu bringen – und dazu braucht er Lockes einzigartige Fähigkeiten ...

Mit diesem Roman betritt ein einzigartiges Talent die Bühne der internationalen Fantasy: Scott Lynchs »Die Lügen des Locke Lamora« ist nicht nur eine atemberaubende Weltenschöpfung, sondern auch ein Abenteuerroman, der den Leser nicht mehr loslässt.

Der Autor

Scott Lynch wurde 1978 in St. Paul, Minnesota, geboren. Er übte sämtliche Tätigkeiten aus, die Schriftsteller im Allgemeinen in ihrem Lebenslauf angeben: Tellerwäscher, Kellner, Web-Designer, Werbetexter, Büromanager und Aushilfskoch. Zurzeit lebt er in New Richmond, Wisconsin. »Die Lügen des Locke Lamora«, sein erster Roman, wurde auf Anhieb ein riesiger Erfolg.

Scott Lynch

Die Lügen
des Locke Lamora

Roman

Deutsche Erstausgabe

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Titel der amerikanischen Originalausgabe
THE LIES OF LOCKE LAMORA
Deutsche Übersetzung von Ingrid Herrmann-Nytko

Deutsche Erstausgabe 05/07
Copyright © 2006 by Scott Lynch
Copyright © 2007 der deutschen Ausgabe und der Übersetzung
by Wilhelm Heyne Verlag, München
in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Redaktion: Charlotte Lungstrass
Umschlagbild: Dirk Schulz
Umschlaggestaltung: Animagic, Bielefeld
Satz: Leingärtner, Nabburg
eISBN 978-3-641-14710-5

www.heyne.de

*Für Jenny, die diese kleine Welt damit beglückte, dass sie über
meine Schulter spähte, während das Buch Gestalt annahm.
Ich hab dich lieb!*

PROLOG

Der Junge, der zu viel stahl

1

Mitten in jenem langen, verregneten Sommer des Siebenund-siebzigsten Jahres von Sendovani begab sich der Lehrherr der Diebe von Camorr in den Tempel des Perelandro und stattete dem Priester ohne Augen einen unverhofften Besuch ab. Er hoffte inbrünstig, er könne ihm den Lamora-Jungen verkaufen.

»Ich möchte dir ein Geschäft vorschlagen«, begann er vielleicht ein wenig ungeschickt das Gespräch.

»Etwa in der Art, wie du mir Calo und Galdo angedreht hast?«, höhnte der Priester ohne Augen. »Ich bin immer noch dabei, diesen beiden Blödmännern sämtliche schlechten Eigenschaften auszutreiben, die sie bei dir gelernt haben, und ihnen die Unarten beizubringen, die mir von Nutzen sind.«

»Hör mal, Chains.« Der Lehrherr der Diebe zuckte die Achseln. »Als wir den Deal abschlossen, sagte ich dir, dass die beiden nichts weiter sind als ein Paar dämlicher Halbaffen, aber dir waren sie damals gut genug ...«

»Ganz zu schweigen von Sabetha.« Der dröhnende Bass des Priesters übertönte den halbherzigen Einwand. »Für die hast du mich buchstäblich ausgeraubt. Ich hatte nur darauf gewartet, dass du auch noch die Kniescheiben meiner toten Mutter verlangst. Ich hätte dich in Kupfer bezahlen und dann

zuschauen sollen, wie du dir beim Abtransport einen Bruch hebst.«

»Ahh, *sie* war etwas ganz Besonderes, so wie dieser Junge hier«, schwärmte der Lehrherr der Diebe. »Er hat alles, worauf es dir ankommt. Du selbst hast mir eingetrichtert, wonach ich Ausschau halten sollte, nachdem ich dir Calo und Galdo verkaufte. Und er besitzt jede der Eigenschaften, die dir an Sabetha so sehr gefielen! Er ist ein Camorri, aber ein Mischling. Seine Vorfahren waren Theriner und Vadraner. Das Stehlen steckt ihm im Blut, er ist der geborene Dieb! Das ist so sicher, wie das Meer voller Fischpisse ist. Und ich kann ihn dir sogar zu einem günstigen Preis überlassen – du kriegst Rabatt, wenn du ihn nimmst.«

Der Priester ohne Augen dachte lange darüber nach. »Nichts für ungut«, meinte er schließlich. »Aber ich habe die Erfahrung gemacht, dass ich gut beraten bin, mich zu bewaffnen und mit dem Rücken gegen eine Wand zu stellen, wenn du auf einmal den Großzügigen herauskehrst.«

Der Lehrherr der Diebe bemühte sich um einen halbwegs ehrlichen Gesichtsausdruck, der dann auf seinen Zügen gefror. Man merkte ihm an, wie unbehaglich er sich fühlte. Sein Achselzucken fiel betont lässig aus. »Äh, die Sache hat in der Tat einen Haken, das streite ich gar nicht ab. Mit dem Jungen gibt es – äh – ein paar Probleme. Allerdings nur, solange er sich in meiner Obhut befindet. Sowie er deiner Fürsorge untersteht, lösen sich diese Probleme – äh – von selbst.«

»Oh, oh! Dieser Bursche scheint ja ein *Wunderknabe* zu sein. Warum hast du das nicht gleich gesagt?« Der Priester kratzte sich die Stirn, indem er einen Finger unter die weiße Seidenbinde schob, die seine Augenhöhlen bedeckte. »*Fantastisch!* Ich pflanze ihn in den Boden und warte darauf, dass eine Kletterpflanze aus ihm heraussprießt, die sich bis über die Wolken in ein verzaubertes Land rankt.«

»Ahh! Ah ah ah, eine Kostprobe deines Sarkasmus habe ich schon früher zu schmecken bekommen, Chains.« Der Lehrherr der Diebe deutete mit seinem arthritischen Rücken eine ironisch gemeinte Verbeugung an. »Fällt es dir wirklich so schwer zuzugeben, dass du an dem Jungen interessiert bist?«

Der Priester ohne Augen spuckte vor ihm aus. »Angenommen, Calo, Galdo und Sabetha brauchten einen neuen Spielgefährten oder einen Prügelknaben. Nur einmal *angenommen*, ich sei bereit, ungefähr drei Kupferstücke und einen Eimer voll Pisse für diesen geheimnisvollen Bengel zu berappen. Was hat dieser Steppke für ein Problem?«

»Sein Problem besteht darin«, entgegnete der Lehrherr der Diebe, »dass ich ihm die Kehle aufschlitzen und ihn in die Bucht werfen muss, wenn du ihn mir nicht abkaufst. Und das schon *heute Nacht!*«

2

In der Nacht, als der Lamora-Junge Obdach bei dem Lehrherrn der Diebe fand, hatte es auf dem alten Friedhof am Hügel der Schatten nur so von Kindern gewimmelt. Stumm und aufmerksam standen sie da, während sie darauf warteten, dass ihre neuen Brüder und Schwestern in die Mausoleen hinuntergeführt wurden.

Sämtliche Schützlinge des Lehrherrn der Diebe trugen Kerzen; ihr kalter blauer Schein schimmerte durch die silbernen Nebelvorhänge, die vom Fluss herüberwehten, so wie das Glimmen von Straßenlaternen von Rauch verschmierte Fensterscheiben durchdringt. Eine Kette aus gespenstischen Lichtern wand sich von der Hügelkuppe nach unten, schlängelte sich, zeremoniellen Pfaden folgend, an steinernen Monumen-

ten vorbei bis an die breite Glasbrücke, die über den Kohlensmog-Kanal führte. In dem blutwarmen Dunst, der in Sommernächten von Camorrs regendurchtränkten Gebeinen aufstieg, waren sowohl die Brücke als auch der Kanal nur verschwommen zu sehen.

»Kommt schon, meine Lieben, meine Schmuckstücke, meine Findelkinder, nur nicht trödeln«, wisperte der Lehrherr der Diebe, als er die letzten der rund dreißig Wildfeuer-Waisen über die Kohlensmog-Brücke scheuchte. »Diese Lichter sind nur eure neuen Freunde, die gekommen sind, um euch auf meinen Hügel zu führen. Und nun sputet euch, meine Schätzchen. Bald wird es hell, und wir haben noch so viel zu bereden.«

In den seltenen Momenten, in denen der Lehrherr der Diebe über sich selbst nachdachte, hielt er sich in seiner Eitelkeit für einen Künstler. Präziser ausgedrückt, verglich er sich mit einem Bildhauer: die Waisen waren sein Werkstoff, den er formte wie Ton, und den alten Friedhof auf dem Hügel der Schatten stellte er sich als sein Atelier vor.

Achtundachtzigtausend Menschen erzeugten ständig eine Menge Abfall; zu diesem Müll gehörte auch ein nie versiegender Strom an verlorenen, nutzlosen und ausgesetzten Kindern. Einige wurden von Sklavenhändlern aufgegriffen, die diese armen Seelen nach Tal Verrar oder auf die Jeremite-Inseln verschleppten. Formal war die Sklavenhaltung in Camorr verboten, doch wenn es um den Akt der Versklavung ging, drückte man gern ein Auge zu, falls das Opfer niemanden hatte, der sich für seine Belange einsetzte.

Also schnappten sich die Sklavenhändler ein paar dieser Unglücksvögel, andere gingen an ihrer eigenen Dummheit zugrunde. Unterernährung und die damit zusammenhängenden Krankheiten besiegelten meistens das Schicksal derjenigen, die weder den Mut noch das Talent besaßen, sich in der Stadt,

in der sie hausten, am Leben zu erhalten. Dann gab es natürlich noch die Gören, die zwar verwegener waren, aber nicht gewandt genug; die baumelten dann über kurz oder lang von der Schwarzen Brücke vor dem Palast der Toleranz. Die Ordnungshüter des Herzogs benutzten denselben Strick, mit dem sie die erwachsenen Gesetzesbrecher bestrafte, um auch die kleinen Halunken aufzuhängen, nur dass sie diese mit Gewichten an den Füßen beschwerten, ehe sie sie über die Brücke stießen, damit sie auch richtig hingen.

Alle Waisen, die einem so drastischen Schicksal entgingen, wurden von der privaten Truppe des Lehrherrn der Diebe eingefangen; einzeln oder in kleinen Gruppen brachte man sie zu ihm, damit sie seine tröstende Stimme hörten und eine warme Mahlzeit bekamen. Schon sehr bald würden sie merken, was für ein Leben sie unter dem Friedhof erwartete, der das Herz seines ureigensten Reiches darstellte, in dem einhundertundvierzig verstoßene Kinder vor einem alten, buckligen Mann Kniefälle machten.

»Hurtig, hurtig, meine Hübschen, meine neuen Söhne und Töchter; immer den Lichtern nach und die Stufen hinauf, bis ihr oben angekommen seid. Wir sind beinahe zu Hause, gleich gibt's was Leckeres zu essen. Endlich raus aus dem Regen und dem warmen Mief.«

Epidemien brachten dem Lehrherrn der Diebe immer eine reiche Ausbeute, und die Wildfeuer-Waisen waren seiner Lieblings-Seuche entkommen, dem Schwarzen Wispern. Aus unbekannter Ursache war die Krankheit im Wildfeuer-Bezirk ausgebrochen, und man schaffte es gerade noch, das Viertel unter Quarantäne zu stellen (jeder, der versuchte, einen Kanal zu überqueren oder in einem Boot zu entkommen, wurde gepfählt), ehe der Rest der Stadt von etwas Schlimmerem heimgesucht wurde als Nervosität und Paranoia.

Das Schwarze Wispern bedeutete einen qualvollen Tod für alle Menschen, die älter als elf oder zwölf Jahre waren (so lau-

tete die präziseste Schätzung, auf die die Ärzte sich einließen, denn die Seuche hielt sich nicht an starre Regeln), und ein paar Tage lang geschwollene Augen sowie rote Backen für die jüngeren.

Nach fünf Tagen Quarantäne hörten die Schmerzensschreie und die Versuche, irgendeinen Kanal zu überqueren, auf, und so blieb dem Wildfeuer-Distrikt das Schicksal erspart, nach dem er ursprünglich seinen Namen erhalten hatte, als in Jahren, in denen die Pest dort besonders schrecklich wütete, das ganze Viertel mehrmals niedergebrannt worden war. Am elften Tag nach Ausbruch der Epidemie wurde die Quarantäne aufgehoben, und die abgebrühtesten Schergen des Herzogs begaben sich in den Bezirk, um sich einen Überblick über das Ausmaß der Katastrophe zu verschaffen. Von den rund 400 Kindern aus dem Viertel hatten ungefähr 50 überlebt. Zu ihrem eigenen Schutz hatten sie sich bereits in Banden organisiert und auch ohne die Hilfe von Erwachsenen bestimmte Grausamkeiten gelernt, die das Leben ihnen abverlangte.

Der Lehrherr der Diebe wartete ab, während sie zusammengetrieben und aus der Grabesstille ihres ehemaligen Zuhauses fortgebracht wurden.

Für die dreißig besten Kinder zahlte er mit gutem Silber, und ebenfalls mit Silber erkaufte er sich das Schweigen der herzoglichen Schergen und Konstabler, denen er die Bälger abnahm. Danach führte er die verstörten, hohlwangigen und bestialisch stinkenden Gören durch die nebelverhangene Finsternis der Camorri-Nacht zu dem alten Friedhof auf dem Hügel der Schatten.

Der Lamora-Junge war der jüngste und kleinste der Bande, fünf oder sechs Jahre alt, ein schmutzstarrendes Bündel aus Haut und Knochen. Dabei hatte der Lehrherr der Diebe ihn nicht einmal ausgesucht; Lamora hatte sich einfach zusammen mit den anderen davongestohlen, als ob er dazugehörte.

Natürlich war dies dem Lehrherrn der Diebe nicht entgangen, aber in seiner Situation war selbst eine einzige Waise, die er umsonst bekam, ein Glücksfall, für den man dankbar sein musste.

Es war der Sommer des Siebenundsiebzigsten Jahres von Gandolo, Vater der Günstigen Gelegenheiten, Herr der Münze und des Handels. Der Lehrherr der Diebe tappte durch die stockfinstere Nacht und trieb wie ein Hirte die im Gänsemarsch aufgereihten, zerlumpte Kinder vor sich her, nicht ahnend, dass er zwei Jahre später Vater Chains, den Priester ohne Augen, buchstäblich anflehen würde, ihm den Lamora-Jungen abzunehmen, während er gleichzeitig seine Messer wetzte für den Fall, dass der Priester ihm einen Korb gab.

3

Der Priester ohne Augen kratzte sich den mit grauen Stoppeln übersäten Hals. »Im Ernst?«

»Glaub mir, ich mache keine Witze!« Der Lehrherr der Diebe griff in ein Wams, das man vor ein paar Jahren noch wohlwollend als schäbig bezeichnet hätte, und fischte einen Lederbeutel heraus, der an einer dünnen Lederschnur hing; der Beutel hatte die rostrote Farbe von getrocknetem Blut. »Ich war bereits beim großen Boss und habe mir die Erlaubnis eingeholt. Ich schlitze den Bengel von Ohr zu Ohr auf und schicke ihn dann zum Schwimmunterricht zu den Haien.«

»Ihr Götter! Das ist wahrlich eine Geschichte, bei der einem die Tränen kommen.« Für einen Priester ohne Augen boxte er dem Lehrherrn der Diebe überraschend schnell und treffsicher gegen das Brustbein. »Such dir einen anderen Dummen, der dich von deinen Gewissensbissen erlöst.«

»Gewissensbisse sind ein überflüssiger Luxus, Chains. Mir geht es nur um ein Geschäft, von dem wir beide profitieren, du und ich. Behalten kann ich den Jungen nicht, und ich biete dir hier eine einmalige Gelegenheit, spottbillig Ware zu erwerben.«

»Wenn der Junge zu schwierig ist, um ihn zu behalten, wie-so hämmerst du ihm dann nicht etwas Disziplin ein und wartest, bis er das richtige Verkaufsalter erreicht hat?«

»Das geht nicht, Chains. Meine Möglichkeiten sind begrenzt. Ich kann ihn nicht einfach verprügeln und es dann gut sein lassen, weil die anderen kleinen Scheißer nicht wissen dürfen, was er – äh – verbochen hat. Wenn einer von denen auch nur annähernd die Neigung verspürt, ihn nachzuahmen ... große Götter! Ich würde die Bande nie wieder in den Griff kriegen. Mir bleibt also nichts weiter übrig, als ihn rasch zu töten oder noch rascher zu verkaufen. Das heißt entweder null Profit oder ein lächerlich geringer Gewinn. Rate mal, was mir lieber ist.«

»Der Pimpf hat also etwas ausgefressen, was du nicht mal vor den anderen erwähnen darfst?« Chains massierte sich die Stirn über der Augenbinde und seufzte. »Scheiße! Jetzt hast du mich wirklich neugierig gemacht.«

4

Ein altes Camorri-Sprichwort besagt, dass das einzig Beständige im Leben eines Menschen die Unbeständigkeit ist. Alles kann aus der Mode kommen, sogar etwas so Nützliches wie ein mit Leichen vollgestopfter Hügel.

Der Hügel der Schatten war der erste niveauvolle Friedhof in Camorrs Geschichte, ideal gelegen, um die Gebeine der Reichen vor dem salzigen Zugriff des Eisernen Meeres zu schützen. Aber im Laufe der Zeit verlagerten sich die Machtver-

hältnisse in den Familien der Gruftbauer, Leichenbestatter und berufsmäßigen Sargträger; immer weniger Leute von Stand wurden auf dem Hügel der Schatten begraben, denn der nahe gelegene Hügel des Flüsterns bot mehr Raum für noch gewaltigere und aufwändigere Monumente, die eine erheblich größere Gewinnspanne versprachen. Kriege, Epidemien und Intrigen sorgten dafür, dass sich innerhalb von Jahrzehnten die Anzahl der Sippen, die Grabstätten auf dem Hügel der Schatten unterhielten, stetig verringerte. Schließlich waren die einzigen regelmäßigen Besucher nur noch die Priester und Priesterinnen von Aza Guilla, die während ihrer Ausbildungsjahre in Gräbern schlafen, und die entwurzelten Waisen, die in den düsteren, vernachlässigten Mausoleen hausten.

Der Lehrherr der Diebe (obwohl er damals noch nicht so genannt wurde) hatte an einem Tiefpunkt seines Lebens in einer dieser Grüfte Unterschlupf gefunden, als er nichts weiter war als eine jämmerliche Kuriosität – ein Taschendieb mit neun gebrochenen Fingern.

Anfangs beruhte die Stellung, die er bei den Waisen vom Hügel der Schatten einnahm, halb auf Einschüchterung und halb auf Fürsorge; irgendein rudimentärer Wunsch nach einer Autoritätsperson hielt die Kinder davon ab, ihn im Schlaf einfach abzumurksen. Er wiederum fand sich widerwillig bereit, ihnen ein paar Kniffe seines Handwerks beizubringen.

Während seine Finger allmählich heilten (mehr oder weniger, denn einige glichen für immer zweifach geknickten Zweigen), gab er immer mehr von seinen raffinierten Schlichen an die schmuddeligen Bälger weiter, die sich wie er vor dem Regen und der Stadtwache versteckten. Die Schar der Kinder wuchs, desgleichen die Ausbeute, und sie beanspruchten immer mehr Platz in den feuchten Steingewölben des alten Friedhofs.

Mit der Zeit entwickelte sich der Taschendieb mit den verkrüppelten Händen zu einem Lehrherrn der Diebe; und der Hügel der Schatten wurde sein Königreich.

Der Lamora-Junge und die anderen Wildfeuer-Waisen betreten dieses Reich ungefähr zwanzig Jahre nach seiner Gründung; und was sie in dieser Nacht sahen, war ein Friedhof, der nicht tiefer reichte als der Dreck, der die alten Grabstätten bedeckte. Um die größten Mausoleen miteinander zu verbinden, hatte man ein weitläufiges Netzwerk aus Tunneln und Galerien gegraben; die festgestampften Wände waren durchsetzt mit Stützpfeilern, die aussahen wie die Rippen eines hölzernen Drachen. Die früheren Bewohner dieser Gräfte hatte man heimlich ausgebuddelt und in die Bucht geworfen. Nun glich der alte Friedhofsberg einem Ameisenhügel, durch den diebische Waisenkinder krabbelten.

Die Wildfeuer-Waisen tauchten ein in den schwarzen Schlund des am höchsten gelegenen Mausoleums und fädelten sich den mit hölzernen Rippen verkleideten Tunnel hinunter, der von dem silbernen flackernden Schein kalter alchemistischer Lampenkuppeln erhellt wurde, während Ranken aus öligem Nebel nach ihren Waden griffen. Aus allen Ecken und Winkeln starrten die Waisen vom Hügel der Schatten sie mit frostigen, wenn auch neugierigen Blicken an. Die stickige Luft im Gang war durchtränkt mit den Ausdünstungen nächtlicher Erde und ungewaschener Körper – und der Gestank verschlimmerte sich durch die Neuzugänge.

»Herein mit euch! Immer nur herein!«, rief der Lehrherr der Diebe, sich zufrieden die Hände reibend. »Mein Heim ist jetzt euer Heim, fühlt euch wie zu Hause. Herzlich willkommen, meine Lieben! Alle, die hier wohnen, haben etwas gemeinsam – sie haben keine Eltern mehr. Das ist zwar traurig, doch dafür bekommt ihr jede Menge Schwestern und Brüder und ein Dach über dem Kopf, auch wenn es nur aus Erde besteht. Aber hier ist es wenigstens trocken! Von nun an ist dies eure Heimstatt und wir alle sind eine große Familie!«

Eine Prozession aus Kindern pilgerte hinter ihm her; im Gehen pusteten sie ihre unheimlichen blauen Kerzen aus,

bis nur noch die silbern leuchtenden Wandlampen den Weg wiesen.

Im innersten Kern dieses unterirdischen Reiches befand sich eine riesige warme Höhle mit einem Fußboden aus festgestampfter Erde, von ungefähr doppelter Mannshöhe und dreißig mal dreißig Yards lang und breit. Am hinteren Ende stand ein einzelner hochlehniger Stuhl aus eingeöltem schwarzem Hexenholz; darauf ließ sich der Lehrherr der Diebe mit einem dankbaren Seufzer nieder.

Dutzende von verschlissenen Decken waren auf dem Boden ausgebreitet, und darauf stand das Essen – Schüsseln voll mit knochigem Hühnchen, in billigem Mandelwein mariniert; zarte Schwänze von Peitschenfischen, mit Speck umwickelt und in Essig eingelegt; dazu braunes, in Wurstfett getunktes Brot. Außerdem gab es gesalzene Erbsen und Linsen sowie Schalen voller überreifer Tomaten und matschiger Birnen. Ein armseliger Fraß, gewiss, aber dafür in einer Menge und Vielfalt, die den meisten Wildfeuer-Waisen unbekannt war. In wildem Durcheinander stürzten sie sich sofort auf das Essen; der Lehrherr der Diebe schaute ihnen nachsichtig lächelnd zu.

»Ich bin nicht so töricht, euch eine anständige Mahlzeit zu verweigern, meine Schätzchen. Esst, so viel ihr mögt; schlagt euch ruhig die Wampe voll. Holt all das nach, was ihr vorher versäumt habt. Wir unterhalten uns später.«

Während die Wildfeuer-Waisen das Essen in sich hineinstopften, drängten sich die Waisen vom Hügel der Schatten in einem Kreis um sie und beobachteten schweigend ihre neuen Geschwister. Bald war die Kammer brechend voll, und die Luft wurde immer verbrauchter. Das Schmausen ging so lange, bis buchstäblich nichts mehr übrig war; die Überlebenden des Schwarzen Wisperns lutschten die letzten Fett- und Essigreste von ihren Fingern, danach richteten sie ihr Augenmerk misstrauisch auf den Lehrherrn der Diebe und seine Anhän-

gerschar. Wie auf ein Stichwort hin reckte der Lehrherr der Diebe drei verkrüppelte Finger in die Höhe.

»Und jetzt zum Geschäftlichen!«, verlaublich er. »Es gibt drei Dinge, die ihr euch merken müsst!

Erstens«, hob er an, »seid ihr hier, weil ich für euch *bezahlt* habe. Sogar mit einem Aufschlag, um sicherzugehen, dass *ich* euch bekomme, und nicht *jemand anderes*. Ich gebe euch Brief und Siegel darauf, dass jeder einzelne eurer kleinen Freunde, den ich nicht gekauft habe, bei den Sklavenhändlern gelandet ist. Für Waisen hat man keine bessere Verwendung. Man kann euch nirgendwo unterbringen, keiner nimmt euch auf. Die Stadtbüttel verscherbeln euch, damit sie sich für den Erlös Wein kaufen können, meine Herzchen; Sergeanten der Wache vergessen einfach, euch in ihren Berichten zu erwähnen, und die Kommandanten scheren sich einen feuchten Kehricht um elternlose Bälger.

Und nun«, fuhr er fort, »da im Wildfeuer-Bezirk die Quarantäne aufgehoben ist, steht jeder Sklavenhändler und Möchtegern-Sklavenhändler in den Startlöchern, um das Viertel nach Pimpfen wie euch zu durchkämmen. Von mir aus könnt ihr diesen Hügel jederzeit verlassen, ich halte niemanden. Aber ich gebe euch mein Wort darauf, dass jeder, der so dumm ist, von hier abzuhausen, bald den Pimmel irgendeines Dreck-sacks lutscht oder für den Rest seines elenden Lebens an eine Ruderbank gekettet wird.

Damit bin ich auch schon bei Punkt zwei angelangt. Alle meine *Freunde*, die ihr hier seht«, er deutete auf die Waisen vom Hügel der Schatten, die aufgereiht an den Wänden standen, »dürfen gehen, wann immer es ihnen beliebt, und es ist ihnen erlaubt, fast alle Orte aufzusuchen, an die sie sich gern begeben wollen. Aber nur, weil sie unter *meinem Schutz* stehen. Ich weiß«, erklärte er mit ernster Miene, »dass ich selbst keine besonders beeindruckende Person bin; aber lasst euch nicht täuschen. Ich habe mächtige Freunde, meine Lieben.

Und ich kann euch Sicherheit bieten, weil diese Menschen mich unterstützen. Sollte es jemandem einfallen, zum Beispiel einem Sklavenhändler, Hand an einen Jungen oder ein Mädchen vom Hügel der Schatten zu legen, würde er unverzüglich und – äh – *gnadenlos* für seinen Leichtsinns bestraft.«

Als keiner der Neuzugänge mit dem gebotenen Enthusiasmus reagierte, räusperte sich der Lehrherr der Diebe und wurde deutlicher. »Jedes Arschloch, das sich an euch vergreift, wird von mir umgebracht. Kapiert?«

Jetzt hatten sie verstanden.

»Das bildet die ideale Überleitung zu Punkt drei, der euch alle betrifft. Diese kleine Familie benötigt ständig neue Brüder und Schwestern, und ihr seid herzlich eingeladen – was sag ich da, *ermutigt* –, uns mit eurer *dauerhaften* Gegenwart zu beglücken. Betrachtet diesen Hügel als euer Zuhause, mich als euren Herrn, und diese wackeren Jungen und Mädchen als eure lieben Geschwister. Wir bieten euch Nahrung, Kleidung und Schutz. Solltet ihr es vorziehen, uns den Rücken zu kehren, landet ihr als Frischfleisch in irgendeinem Freudenhaus in Jerem. Irgendwelche Fragen?«

Keiner der Neuankömmlinge gab einen Mucks von sich.

»Ich wusste doch, dass ich auf euch zählen kann, meine süßen Wildfeuer-Schätzchen.« Der Lehrherr der Diebe breitete die Arme aus und lächelte, wobei er seine sumpfwasserbraunen Zähne bleckte. »Natürlich müsst ihr auch gewisse Pflichten übernehmen. Es heißt geben und nehmen, Leistung und Gegenleistung. Ich kann keine Lebensmittel kacken. Und Nachttöpfe leeren sich nicht von selbst. Habt ihr verstanden, was ich meine?«

Ungefähr die Hälfte der Wildfeuer-Waisen nickte zögernd.

»Die Regeln sind einfach! Mit der Zeit werdet ihr sie alle lernen. Fürs Erste braucht ihr nur Folgendes zu behalten: Jeder, der isst, arbeitet. Jeder, der arbeitet, kriegt was zu essen. Und nun zu der Art eurer Arbeit, Punkt vier – ach du meine

Güte. Kinder, Kinder. Habt Nachsicht mit einem vergesslichen alten Mann und tut einfach so, als hätte er vier Finger hochgehalten. Das Thema Nummer vier ist das wichtigste.

Also, hier auf dem Hügel gibt es genug zu tun, aber wir haben auch außerhalb Aufgaben zu erledigen. Heikle Jobs ... ungewöhnliche Jobs. Arbeiten, die Spaß machen und sehr interessant sein können. Euer Betätigungsfeld ist die ganze Stadt, gearbeitet wird Tag und Nacht. Die Missionen erfordern Mut, Geschicklichkeit und – ähh – Diskretion. Wir würden es sehr begrüßen, wenn ihr uns dabei unterstützen könntet.«

Er zeigte auf den Knaben, für den er nicht bezahlt hatte, den kleinen Mitläufer, der ihn nun über einem mit Tomatenmark verschmierten Mund mit harten, störrischen Blicken anstarrte.

»Du da, Junge! Nummer einunddreißig von dreißig, das heißt, du stellst einen gewissen Überschuss dar. Bist du bereit, uns zu helfen? Möchtest du deinen neuen Brüdern und Schwestern bei ihrer interessanten Arbeit zur Hand gehen?«

Der Knabe grübelte ein paar Sekunden darüber nach.

»Du verlangst von uns«, antwortete er dann mit hoher, dünner Stimme, »dass wir für dich stehen.«

Eine geraume Zeit lang musterte der alte Mann den Dreikäsehoch von oben herab, während ein paar Waisen vom Hügel der Schatten hinter vorgehaltener Hand kicherten.

»Jawohl«, erwiderte der Lehrherr der Diebe schließlich und nickte bedächtig mit dem Kopf. »Du hast es erfasst, obwohl mir scheint, dass du bestimmte Formen von persönlicher Initiative, die wir euphemistisch mit etwas vageren Begriffen umschreiben, recht – ähh – *eng* auslegst. Aber ich erwarte nicht von dir, dass du das verstehst. Wie heißt du, mein Junge?«

»Lamora.«

»Deine Eltern müssen ja sehr geizig gewesen sein, wenn sie dich nur mit einem Nachnamen ausstatteten. Wie *riefen* sie dich?«

Der Junge dachte angestrengt nach.

»Sie nannten mich Locke«, entgegnete er dann. »Nach meinem Vater.«

»Ausgezeichnet. Geht einem glatt über die Zunge. Nun, Locke-wie-dein-Vater-Lamora, komm einmal her zu mir, damit wir uns unterhalten. Ihr anderen trollt euch. Eure Brüder und Schwestern werden euch zeigen, wo ihr heute Nacht schlaft. Sie zeigen euch auch, wo ihr was auskippen oder hinstellen müsst – ich rede von häuslichen Pflichten, kapiert? Für den Anfang genügt es, wenn ihr diesen Saal aufräumt, aber in den nächsten Tagen bekommt ihr weitere Aufgaben zugeteilt. Und eines verspreche ich euch: Wenn ihr erst spitzkriegt, wie man mich außerhalb unseres kleinen Hügels nennt, wird es alles einen Sinn ergeben.«

Locke ging zu dem Lehrherrn der Diebe und stellte sich neben dessen Thron; die Neuankömmlinge standen auf und tappten ziellos umher, bis größere, ältere Waisen vom Hügel der Schatten sie beim Kragen packten und ihnen einfache Aufgaben zuteilten. Es dauerte nicht mehr lange, bis Locke mit dem Gebieter dieser kleinen Bande allein war.

»Mein Junge«, begann der Lehrherr der Diebe, »üblicherweise muss ich meinen neuen Söhnen und Töchtern erst einmal ein paar Skrupel abgewöhnen, damit sie sich in unser Milieu einfügen können. Weißt du, was *Skrupel* sind?«

Der Lamora-Junge schüttelte den Kopf. Das kleine, runde Gesicht verschwand fast unter den fettigen, schmutzigenbraunen Haaren, die Tomatenreste um den Mund waren angetrocknet und sahen noch widerlicher aus. Mit einer Manschette seines zerschlissenen blauen Rocks wischte der Lehrherr der Diebe vorsichtig die Flecken ab; der Junge ließ es mit sich geschehen, ohne mit der Wimper zu zucken.

»Man hat diesen Kindern beigebracht, dass Stehlen unrecht ist, und diesen Umstand muss ich berücksichtigen, bis sie ihre Meinung geändert haben, verstehst du? Nun, du

scheinst mir mit derlei Skrupeln nicht belastet zu sein. Du hast schon früher geklaut, stimmt's?«

Der Junge nickte.

»Bereits vor der Seuche?«

Wieder ein Nicken.

»Das dachte ich mir. Mein lieber, lieber Junge ... du hast deine Eltern nicht durch die – ähh – Pest verloren, nicht wahr?«

Der Knabe starrte auf seine Füße und deutete ein Kopfschütteln an.

»Also bist du schon seit einiger Zeit auf dich allein gestellt. Das ist nichts, wofür du dich schämen müsstest. Im Gegenteil, dadurch könntest du dir hier einen gewissen Respekt verschaffen, falls ich eine Möglichkeit finde, dich auf die Probe zu stellen ...«

Als Antwort fasste der Lamora-Junge unter seine Lumpen und hielt dem Lehrherrn der Diebe etwas unter die Nase. Zwei kleine Lederbeutel fielen dem alten Mann in die geöffneten Hände – billige Dinger, steif und fleckig, mit ausgefrans-ten Zugbändern.

»Wo hast du die denn her?«

»Von den Bütteln«, flüsterte Locke. »Ein paar der Wachen trugen uns.«

Der Lehrherr der Diebe zuckte zusammen, als sei er von einer Natter ins Kreuz gebissen worden, und glotzte verdattert auf die Geldbeutel. »Die hast du den verdammten Kerlen von der Stadtwache stibitz? Den Gelbjacken?«

Locke nickte, dieses Mal schon ein wenig lebhafter. »Sie haben uns auf den Arm genommen und *getragen*.«

»Ihr Götter«, hauchte der Lehrherr der Diebe. »Bei allen Göttern! Da hast du uns ganz schön was eingebrockt, Locke-wie-dein-Vater-Lamora. Jetzt stecken wir bis zum Hals in der Scheiße!«

»Bereits in der ersten Nacht unter meiner Obhut brach dieses kleine Arschloch den Geheimen Frieden.« Mittlerweile saß der Lehrherr der Diebe behaglich im Dachgarten des Tempels, in dem der Priester ohne Augen diente; in den Händen hielt er einen geteerten Lederbecher voller Wein. Er war von der sauersten Sorte und schmeckte fast wie Essig, doch ein weiteres Anzeichen dafür, dass ernsthafte Verhandlungen zumindest in Erwägung gezogen wurden. »So was war noch nie passiert, weder vorher noch hinterher.«

»Jemand hat ihm gezeigt, wie man einen Rock abstaubt, ohne ihm einzuschärfen, dass die Gelbjacken absolut tabu sind.« Vater Chains schürzte die Lippen. »Seltsam. Das ist schon mehr als seltsam. Unser werter Capa Barsavi würde ein solches Früchtchen sicher gern kennenlernen.«

»Ich bekam nie heraus, wer ihn das Klauen lehrte. Der Junge behauptete, er hätte es sich selbst beigebracht, aber das ist natürlich Blödsinn. Fünfjährige spielen mit toten Fischen und Pferdeäpfeln, Chains. Die feine Kunst des Taschendiebstahls und der Beutelschneiderei fliegt ihnen nicht zu.«

»Was hast du mit den Geldbörsen gemacht?«

»In Windeseile begab ich mich zur Wachstation, die für den Wildfeuer-Bezirk zuständig ist, und dort leckte ich Ärsche und küsste Stiefel, bis meine Lippen schwarz waren. Dem fraglichen Kommandanten der Wache winselte ich vor, das einer der Neuzugänge noch nicht wüsste, wie die Dinge in Camorr liefen, dass ich die Geldbeutel zuzüglich Zinsen zurückbrächte, mich untertänigt bei allen Geschädigten entschuldigte und auf deren großmütige Vergebung hoffte ... bla, bla, bla, das übliche Gesülze.«

»Und sie gingen darauf ein?«

»Geld stimmt die Menschen gnädig, Chains. Ich habe ihre Börsen bis zum Platzen mit Silber vollgestopft. Obendrein

gab ich jedem Mitglied der Truppe ein Trinkgeld, das für fünf oder sechs durchzechte Nächte reicht. Einstimmig beschlossen wir, ein paar Becher auf die Gesundheit des Capa Barsavi zu heben, den man besser nicht mit – äh – Trivialitäten belästigen sollte, wie dass sein loyaler Lehrherr der Diebe Mist gebaut hat, indem er zuließ, dass ein Fünfjähriger gegen den Geheimen Frieden verstieß.«

»Und das alles geschah gleich in der ersten Nacht, als du diesen verflixten, mysteriösen Jungen bei dir aufnimmst, den du nun so dringend loswerden willst, dass du ihn praktisch an mich *verschenkst*«, resümierte der Priester ohne Augen. »Ich bin halbwegs geneigt, ihn schon als mein Eigentum zu betrachten.«

»Mir fällt ein Stein vom Herzen, dass du den Erwerb dieses Rotzbengels nicht mehr völlig ausschließt, Chains, denn es kommt noch viel ärger. Ich weiß gar nicht, wie ich mich ausdrücken soll. Es gibt Kinder, die *genießen* das Stehlen. Andere tun es, ohne sich die geringsten Gedanken darüber zu machen. Dann kenne ich solche, die nur deshalb klauen, weil ihnen gar nichts anderes übrig bleibt. Aber keines meiner Kinder, ich wiederhole, *kein einziges*, war je so begierig darauf wie dieser Junge. Wenn jemand ihm den Hals aufschlitzte und ein Arzt wäre dabei, die Wunde zu nähen, würde Lamora dem Mann Nadel und Faden stehlen und fröhlich sterben. Der Bengel ... stiehlt *zu viel*.«

»Er stiehlt zu viel«, sinnierte der Priester ohne Augen. »Dieser Junge stiehlt zu viel. Ich hätte nie gedacht, diesen Satz von einem Mann zu hören, der davon lebt, dass er Kinder zu Dieben ausbildet.«

»Lach du nur«, erwiderte der Lehrherr der Diebe. »Das dicke Ende kommt noch.«

Monate vergingen. Parthis ging über in Festal, es folgte Aurim, und die dampfenden, schwülen Sommergewitter wurden abgelöst von den prasselnden, peitschenden Regengüssen des Winters. Das siebenundsiebzigste Jahr von Gandolo wurde zum Siebenundsiebzigsten Jahr von Morgante, dem Vater der Stadt, Herr der Henkersschlinge und der Maurerkelle.

Acht der einunddreißig Wildfeuer-Waisen, die den *heiklen* und *interessanten* Aufgaben, die der Lehrherr der Diebe ihnen stellte, nicht gewachsen waren, baumelten von der Schwarzen Brücke vor dem Palast der Toleranz. Nicht, dass dies auf dem Hügel der Schatten für besondere Aufregung gesorgt hätte; die Überlebenden waren viel zu beschäftigt mit ihren eigenen heiklen und interessanten Missionen, um am Schicksal ihrer weniger vom Glück begünstigten Kameraden Anteil zu nehmen.

Sehr bald erkannte Locke, dass die Gesellschaft auf dem Hügel streng in zwei Stämme unterteilt war: *Straßen* und *Fenster*. *Fenster* war die kleinere, exklusivere Gruppe, die ausschließlich nach Sonnenuntergang arbeitete. Die Mitglieder kletterten über Dächer und durch Kamine, brachen Schlösser auf und schlüpfen durch Gitter; sie stahlen alles, angefangen von Münzen und Schmuck bis hin zu Schmalzblöcken, die sie in unbewachten Speisekammern fanden.

Die Jungen und Mädchen hingegen, die zu *Straßen* gehörten, pirschten tagsüber durch Camorrs verwinkelte Gassen, schlichen lautlos über Kopfsteinpflaster und huschten über Kanalbrücken; sie arbeiteten immer in Teams. Ältere Kinder mit mehr Erfahrung (Abgreifer) begingen die Diebstähle, indem sie sich Taschen, Beutel und Verkaufsstände vornahmen, während die jüngeren und weniger geschickten (Ablenker) für irgendeinen Aufruhr sorgten; sie schrien nach nicht existierenden Müttern, täuschten eine plötzliche Erkrankung vor oder flitzten wie verrückt durch die Gegend und kreischten

»Haltet den Dieb!« in alle Richtungen, derweil sich die Abgreifer mit ihrer Beute aus dem Staub machten.

Jedes Mal, wenn die Waisen von einem Ausflug in den Friedhofshügel zurückkehrten, wurden sie von einem größeren Kind gründlich gefilzt; jeder gestohlene oder eingesammelte Gegenstand ging durch die Hierarchie von Halbstarken und Schlägern, ehe er den Lehrherrn der Diebe erreichte. Der hakte jeden einzelnen Namen auf einer imaginären Liste ab, wobei er ein geradezu unheimlich anmutendes Gedächtnis bewies. Auf diese Weise merkte er sich mit absoluter Präzision, wer im Laufe eines Tages welche Güter heimbrachte. Wer gute Arbeit leistete, bekam etwas zu essen; die Versager mussten noch am selben Abend doppelt so hart üben.

Nacht für Nacht wanderte der Lehrherr der Diebe durch die labyrinthischen Gänge, die den Hügel der Schatten durchzogen, bestückt mit Geldkatzen, Seidentüchern, Halsketten, Metallknöpfen und allem möglichen Kram, der es wert war, gestohlen zu werden. Seine Schützlinge versuchten dann, ihn um diese Dinge zu erleichtern, entweder aus dem Verborgenen heraus oder indem sie einen Unfall vorgaukelten. Wen er erwischte, bestrafte er unverzüglich. Der Lehrherr der Diebe hielt nichts davon, die Unglücksraben, die bei diesen Übungsspielen versagten, mit einer Tracht Prügel zu traktieren; stattdessen zwang er sie, pures Ingweröl aus einer Flasche zu trinken, während ihre Kameraden sie umringten und lautstark verhöhnten. Camorri-Ingweröl ist ein scharfes Zeug, das im Hals brennt (wie selbst der Lehrherr der Diebe meint), als würde man die glimmende Asche der Gifteiche schlucken.

Diejenigen, die den Mund nicht aufmachen wollten, wurden von älteren Kindern an den Füßen hochgehoben, und man flößte ihnen das Ingweröl durch die Nase ein. Das passierte jedem nur einmal.

Mit der Zeit lernten selbst die Kinder mit den verbrühten Kehlen und geschwollenen Zungen die Grundzüge des Ta-

schendiebstahls und wie man arglose Händler beklaut. Mit Begeisterung erklärte der Lehrherr der Diebe ihnen die verschiedenen Modelle von Gehröcken, Westen, Wämsern und Gürteltaschen, wobei er sich auf dem aktuellsten Stand der Mode hielt und stets auf dem Laufenden war, was an neuer Bekleidung im Hafen eintraf. Die Kinder lernten, wann man ein Messer zum Abschneiden benutzen musste, ob sich etwas mit einem kurzen, heftigen Ruck abreißen ließ und wo man mit geschickten Fingern hineinfassen konnte.

»Meine Lieben, ihr dürft eurer Zielperson nicht gegen das Bein rumsen, als wäret ihr ein herumstreunender Hund, oder euch an ihre Hand klammern wie ein verlorenes Baby. Eine halbe Sekunde Körperkontakt kann schon zu lang sein. *Viel zu lang!*« Er vollführte eine Geste, als würde ihm eine Schlinge um den Hals gelegt, und ließ die Zunge aus dem Mund hängen.

»Es gibt drei heilige Gebote, die über Leben und Tod entscheiden. Erstens müsst ihr immer dafür sorgen, dass die Zielperson abgelenkt ist, entweder durch einen eurer Kumpel oder durch einen günstigen Zufall, zum Beispiel einen Kampf oder einen Häuserbrand. Brennende Häuser kommen unseren Zwecken wunderbar entgegen; nutzt jedes Feuer nach Kräften aus. Zweitens, reduziert den Kontakt mit einer Zielperson auf das *absolute Minimum*, selbst wenn diese abgelenkt ist.« Er entledigte sich der imaginären Schlinge und grinste listig. »Und drittens, sobald ihr eure Aufgabe erledigt habt, macht ihr euch schleunigst aus dem Staub, selbst wenn die Zielperson doof wie Schifferscheiße ist. Was habe ich euch gelehrt?«

»Einmal greifen und dann rennen«, skandierten seine Schüler. »Zweimal greifen, du wirst hängen!«

Neue Waisen kamen einzeln oder zu zweit an; ältere Kinder schienen den Hügel alle paar Wochen ohne viel Aufhebens zu verlassen. Locke mutmaßte, dass dies mit einer Art von Bestrafung zusammenhing, die weit über die Anwendung von Ingweröl hinausging, aber er hütete sich, eine Frage zu stellen;

erstens stand er in der Hackordnung so weit unten, dass er es gar nicht riskieren durfte aufzufallen, zum anderen hätte er die Antworten ohnehin nicht geglaubt.

Zum Üben ging Locke gleich am ersten Tag nach seiner Ankunft mit den Straßen-Dieben nach draußen, und sofort musste er sich den Ablenkern anschließen (um ihm Zucht beizubringen, argwöhnte er). Keine zwei Monate später wurde er aufgrund seines Talents zum Abgreifer befördert. Das galt als sozialer Aufstieg, doch von allen Bewohnern des Hügels schien Lamora der einzige zu sein, der es vorzog, weiterhin mit den Ablenkern zusammenzuarbeiten, selbst als er dies nicht mehr nötig hatte.

Im Hügel gab er sich mürrisch und machte sich keine Freunde; doch als Ablenker war er ein Naturtalent, ein richtiger Künstler, der seine jeweiligen Rollen lebte. Er perfektionierte den Gebrauch von zu Brei gekautem Orangenfleisch als Ersatz für Erbrochenes. Andere Ablenker begnügten sich damit, ihre Hände auf den Bauch zu pressen und jämmerlich zu stöhnen; Locke hingegen schmückte seine Vorstellungen aus, indem er seinem potenziellen Opfer einen Mundvoll warmen, weißlich orangefarbenen Matsch vor die Füße spuckte (oder, wenn er gerade mal besonders schlecht aufgelegt war, den Leuten die Rocksäume oder die Gamaschen vollklotzte).

Einer seiner Lieblingstricks bestand darin, sich einen langen, trockenen Zweig unter der Hose ans Bein zu binden. Wenn er sich dann schnell auf die Knie fallen ließ, zerbrach der Zweig mit einem deutlich hörbaren Knacken; dies, und das darauf folgende Wehgeschrei, zogen unweigerlich Aufmerksamkeit und Mitleid auf sich, besonders in unmittelbarer Nähe eines Wagenrads. Nachdem er die gaffende Menge lange genug unterhalten hatte, erlöste ihn die Ankunft mehrerer anderer Ablenker, die lautstark verkündeten, sie würden ihn nach Hause zur Mutter schleppen, damit er von einem Arzt untersucht werden könne. Kaum hatte man ihn um die

nächste Ecke bugsiert, erlangte er wie durch ein Wunder seine Gehfähigkeit zurück.

Tatsächlich eignete er sich so rasch ein Repertoire an nützlichen Ablenkungsmanövern an, dass der Lehrherr der Diebe sich bemüßigt fühlte, mit ihm ein zweites Gespräch unter vier Augen zu führen (dieses Mal, nachdem Locke durch den geschickten Einsatz seines Finger-Messers dafür gesorgt hatte, dass einer jungen Dame auf offener Straße Rock und Mieder vom Leib rutschten).

»Hör mir gut zu, Locke-wie-dein-Vater-Lamora«, verlautbarte der Lehrherr der Diebe. »Dieses Mal gibt es kein Ingweröl, das verspreche ich dir, aber ich rate dir *dringend*, bei deinen nächsten Einsätzen auf das komödiantische Element zu verzichten und dich voll und ganz auf das Praktische zu beschränken.«

Locke glotzte stumm zu ihm hoch und scharrte mit den Füßen.

»Dann lass es mich in einfachen Worten ausdrücken: Die anderen Ablenker gehen Tag für Tag raus, um *dich* in Aktion zu sehen, und nicht, um ihre verdammte Arbeit zu tun. Ich leiste mir keine private Theatertruppe. Sorge dafür, dass meine niedlichen kleinen Spitzbuben sich auf ihren Job konzentrieren, der darin besteht, anvisierte Zielpersonen abzulenken, und hör auf, deine private Unterhaltungsshow abzuziehen.«

Danach ging eine Weile alles glatt.

Bis Locke, rund sechs Monate nach seiner Ankunft im Hügel, unabsichtlich dafür sorgte, dass die Taverne *Zur Elder-glas-Laube* abgefackelt wurde, und obendrein einen Seuchen-Alarm mit desaströsen Folgen heraufbeschwor, der um ein Haar den Pott von Camorrs Landkarte gelöscht hätte.

Der Pott war eine mit Mietskasernen und Bruchbuden vollgestopfte Senke im äußersten Norden des verrufensten Teils der Stadt; mit seiner annähernden Nierenform glich er einem gi-

gantischen Amphitheater, dessen Zentrum ungefähr vierzig Fuß tiefer lag als der äußere Rand. Die schrägen, terrasierten Wände dieses übervolkerten Wohnkessels waren dicht an dicht bepflanzt mit vorkragenden, windschiefen Hütten und fensterlosen Geschäften. Eine auffällige Mauer stützte die nächste, und die ständig mit silbernen Nebelschwaden umflorten Gassen waren so schmal, dass jeweils nur höchstens zwei Menschen nebeneinander hergehen konnten. Egal, auf welcher Höhe des Potts man sich befand, überall herrschte eine erdrückende Enge.

Die Taverne *Zur Elderglas-Laube* kauerte über der mit Kopfsteinen gepflasterten Straße, die in Richtung Westen verlief und über eine Steinbrücke vom Pott in das grüne Dickicht des Mara Camorra führte. Bei der Taverne handelte es sich um ein dreistöckiges, in sich zusammengesacktes Monument aus verwittertem, verzogenem Holz; auf den gefährlichen, wackeligen Treppen drinnen und draußen verletzte sich mindestens ein Besucher pro Woche (man schloss sogar eifrig Wetten ab, welcher Stammgast sich als nächster den Schädel brechen würde). Hier verkehrten Pfeifenraucher und Gaze-Süchtige, die sich ihre kostbare Droge in aller Öffentlichkeit in die Augen träufelten und dann schlotternd ihren Visionen hingaben, während Fremde ihre Habseligkeiten durchwühlten oder ihre Körper als Tische benutzten.

Das Siebenundsiebzigste Jahr von Morgante war gerade angebrochen, als Locke Lamora in die Gaststube der Taverne *Zur Elderglas-Laube* platzte, herzerweichend schluchzend und schniefend, mit stark geröteten Wangen, blutenden Lippen und blutunterlaufenen Augen – kurzum den typischen Symptomen des Schwarzen Wisperns.

»Bitte, Mein Herr«, hechelte er einem entsetzten Rauschmeißer zu, während Würfelspieler, Barkeeper, Huren und Diebe in ihrem Treiben innehielten, um ihn anzustarren. »Bitte. Meine Mutter und mein Vater sind krank; ich weiß nicht,

was ihnen fehlt. Ich bin der Einzige, der noch laufen kann – Sie müssen« – *schnüffel* – »mir helfen! Bitte ...«

Diese flehentlichen Worte hätte man hören können, hätte der Rausschmeißer nicht aus Leibeskräften »Das Wispern! Das Schwarze Wispern!« gebrüllt, wodurch er eine Panik auslöste. Fluchtartig stürzten die Gäste aus dem Lokal. Kein Junge, der so schwächling und klein war wie Locke, hätte das hemmungslose Rempeln und Schubsen überlebt, das diesen Exodus begleitete, hätten die Krankheitsmale in seinem Gesicht ihn nicht effektiver geschützt als jeder Schild.

Würfel kollerten klappernd über Tischplatten, und Spielkarten flatterten wie welkes Laub auf den Boden; Zinnbecher und Bierkrüge aus geteertem Leder landeten auf den Dielenbrettern, Pfützen aus billigem Fusel bildend. Tische kippten um, man zückte Messer und Knüppel, um den Zögerlichen Beine zu machen; die Junkies, die im Gaze-Rausch am Boden lagen, wurden zu Tode getrampelt, als sich eine chaotische Welle aus menschlichem Schutt durch jedwede Ausgangstür ergoss, mit Ausnahme der Pforte, in der Locke stand und inmitten des Geschreis und des ganzen Tohuwabohus ungehört und ungesehen (so schien es) um Hilfe winselte.

Als die Taverne bis auf ein paar stöhnende (oder leblose) Junkies leer war, stahlen sich Lockes Kumpane hinter ihm hinein: ein Dutzend der fixesten Ablenker und Abgreifer aus dem Straßen-Team, die Lamora eigens zu diesem Ausflug eingeladen hatte. Sie verteilten sich zwischen den umgekippten Tischen und hinter der ramponierten Bar und rafften hektisch alles Wertvolle an sich. Hier eine Handvoll liegen gelassener Münzen, da ein gutes Messer, dort ein Satz Würfel aus Walkknochen, deren Augen aus winzigen Granatsplittern bestanden.

Aus der Küche stibitzte man Körbe voll mit groben, aber genießbaren Broten, in Wachspapier eingewickelte gesalzene Butter, dazu Dutzende Flaschen Wein. Locke gab ihnen nur eine halbe Minute zum Plündern, die er im Kopf abzählte,

während er sich die Schminke vom Gesicht wischte; nach dreißig Sekunden scheuchte er seine Spießgesellen wieder in die Nacht hinaus.

Alarmtrommeln riefen die Wachen auf den Plan, und durch das Gewummer hörte man bereits die ersten schwachen Pfeiftöne, dieses grausige Signal, mit dem die gefürchteten herzoglichen Schergen mobilisiert wurden – die Quarantäne-Polizei.

Die Teilnehmer an Lockes Raubzug schlängelten sich durch die rasch anschwellende Menge aus verstörten und verängstigten Einwohnern des Potts und huschten auf Umwegen durch den Mara Camorrazza oder den Kohlensmog-Distrikt nach Hause.

Sie kehrten mit der größten Sore an Waren und Lebensmitteln zurück, die die Waisen vom Hügel der Schatten je ergattert hatten; und die Ausbeute an kupfernen Halb-Barons war so groß, dass selbst Locke staunte (er hatte nicht gewusst, dass Würfel- oder Kartenspieler ihr Geld offen auf den Tisch legten, denn im Hügel der Schatten durften sich nur die ältesten und beliebtesten Kinder im Glücksspiel versuchen, und er gehörte keiner der Kategorien an).

Ein paar Stunden lang war der Lehrherr der Diebe lediglich verblüfft.

In dieser Nacht steckten ein paar Betrunkene in ihrer Kopflosigkeit die *Elderglas-Laube* in Brand, und Hunderte von Menschen versuchten, aus dem Pott zu flüchten, während die Stadtwache es nicht schaffte, den Jungen aufzuspüren, der die Panik ausgelöst hatte. Alarmtrommeln hämmerten bis zum Morgengrauen, die Brücken wurden gesperrt, und Herzog Nicovantes Bogenschützen postierten sich in den Kanälen rings um den Pott auf flachbödigen Nachen; die Menge der Pfeile, mit denen sie ausgerüstet waren, reichte aus, um die ganze Nacht lang und auch noch am darauffolgenden Tag jeden Fluchtversuch zu vereiteln.

Am nächsten Morgen führte der Lehrherr der Diebe abermals ein vertrauliches Gespräch mit seinem kleinsten Pestopfer.

»Das Vertrackte an dir, Locke-scheiß-Lamora ist, dass du zu *impulsiv* bist. Weißt du, was *impulsiv* bedeutet?«

Locke schüttelte den Kopf.

»Lass es mich so ausdrücken. Die Taverne hatte einen Besitzer. Dieser Besitzer arbeitete für Capa Barsavi, den Großen Boss, genau wie ich. Also, dieser Tavernenbesitzer bezahlte den Capa, so wie ich, um *Unglücksfälle* zu vermeiden. Dank dir hatte er verdammt viel Pech, um nicht zu sagen, er wurde von einem kapitalen Desaster heimgesucht – und das, obwohl er treu seinen Tribut an Capa Barsavi zahlte und nicht im Traum damit rechnete, dass ihm irgendein Unbill zustoßen könnte. Und nun zu deiner Rolle in dieser Tragödie: indem du vorgabst, eine Seuche sei ausgebrochen, hast du eine Bande besoffener Wichser dazu angestiftet, das Lokal abzubrennen. Diese deine Handlungsweise war *impulsiv*! Verstehst du jetzt, was mit diesem Wort gemeint ist?«

Locke wusste, wann es angebracht war, inbrünstig zu nicken.

»Als du das letzte Mal versucht hast, mich in ein frühes Grab zu bringen, konnte ich mich aus dem Schlamassel noch freikaufen, aber dieses Mal geht das nicht. Den Göttern sei Dank dafür, denn der Schaden, den du angerichtet hast, ist immens. Gestern Nacht haben die Gelbjacken zweihundert Personen niedergeknüppelt, ehe man dahinterkam, dass keiner am Schwarzen Wispern erkrankt war; der Herzog hat seine Kampftruppen losgeschickt und stand kurz davor, den Pott mit einer gründlichen Feuerwäsche zu reinigen. Der einzige, aber wirklich und wahrhaftig der *einzig*e Grund, weshalb du nicht längst im Magen eines Hais schwimmst und verdutzt aus der Wäsche guckst, ist der Umstand, dass von der *Elderglas-Laube* nur noch ein Häufchen Asche übrig ge-

blieben ist; keiner weiß, dass irgendetwas aus dem Lokal gestohlen wurde, *bevor* es in Flammen aufging. Keiner außer uns.

Deshalb werden wir *alle* hier auf dem Hügel uns daran halten, dass niemand eine Ahnung hat, was passiert ist. Und *du*, mein lieber Junge, wirst dir wieder ein paar dieser Skrupel aneignen, über die ich gleich am ersten Abend, gleich nach eurer Ankunft bei mir, ein paar Worte fallen ließ. Du weißt doch noch, was ich über Skrupel sagte, nicht wahr?«

Locke nickte.

»Ich verlange nicht viel von dir, Lamora. Du sollst nur harmlose kleine Arbeiten verrichten. Mal eine Geldbörse krallen, mal eine Wurst. Ich will, dass du deinen Ehrgeiz herunterschluckst und ausscheißt wie eine schlechte Mahlzeit, dich für die nächste Million Jahre als *umsichtiger* kleiner Ablenker betätigst. Kannst du mir diesen Gefallen tun? Beklau keine Gelbjacken mehr, fackel keine Tavernen mehr ab, und setz nicht wieder einen verdammten Seuchen-Alarm in Gang! Tu einfach so, als wärest du nichts weiter als ein dummer kleiner Beutelschneider wie deine Brüder und Schwestern. Klar?«

Abermals nickte Locke heftig mit dem Kopf und bemühte sich um einen reumütigen Gesichtsausdruck.

»Schön. Und nun«, fuhr der Lehrherr der Diebe fort, während er eine fast volle Flasche Ingweröl hervorzog, »werden wir meinen Ermahnungen etwas ... äh ... *Nachdruck* verleihen.«

Eine Zeit lang (nachdem Locke wieder sprechen und frei durchatmen konnte) lief alles wie am Schnürchen.

Aber das Siebenundsiebzigste Jahr von Morgante ging über in das Siebenundsiebzigste Jahr von Sendovani, und obwohl Locke seine Umtriebe eine Weile vor dem Lehrherrn der Diebe verheimlichen konnte, ließ er sich bei einer Gelegenheit wieder zu einer spektakulären impulsiven Tat hinreißen.

Als der Lehrherr der Diebe erfuhr, was der Junge getan hatte, suchte er den Capa von Camorr auf und bat um die Er-

laubnis, eine seiner kleinen Waisen töten zu dürfen. Erst später fiel ihm ein, den Priester ohne Augen einzuschalten, aber nicht aus Barmherzigkeit, sondern weil er sich einen schmalen Profit erhoffte.

7

Der Himmel leuchtete in einem fahlen Rot, und von dem ausklingenden Tag kündete nur noch eine schmale Linie aus geschmolzenem Gold, die langsam am westlichen Horizont versank. Locke Lamora folgte dem langen Schatten des Lehrherrn der Diebe, der ihn zum Tempel des Perelandro brachte, um ihn dort zu verkaufen. Endlich wusste Locke, wohin die älteren Kinder verschwanden.

Ein gewaltiger gläserner Bogen führte vom nordwestlichen Teil des Hügels der Schatten zum östlichen Rand des langgezogenen, riesigen Tempelbezirks. Auf dem höchsten Punkt der Brücke blieb der Lehrherr der Diebe stehen und starrte nach Norden; sein Blick wanderte über die dunklen Häuser, die sich am Ort der Stille zusammendrängten, streifte die Nebelschwaden, unter denen der Angevine dahinrauschte, und heftete sich schließlich auf die vor der Öffentlichkeit abgeschirmten Villen und baumgesäumten weißen Steinboulevards der Alcegrante-Inseln, die sich in schwelgerischem Luxus unter den wahnwitzig hohen Fünf Türmen ausbreiteten.

Die Fünf Türme waren die imposantesten Bauwerke aus Elderglas in einer Stadt, in der diese mysteriöse Substanz in Hülle und Fülle vorkam; der kleinste und unscheinbarste Turm in diesem Ensemble, der Fänger der Morgenröte, war lediglich achtzig Fuß breit und vierhundert Fuß hoch. Die natürliche Farbe eines jeden dieser glatten Türme vermischte sich nun mit dem Glanz des Sonnenuntergangs, und das spin-

nennetzartige Gewirr aus Kabeln und Frachtkörben, das die Turmspitzen einhüllte, war gegen den karmesinroten Himmel kaum zu sehen.

»Lass uns hier einen Moment verweilen, Junge«, erklärte der Lehrherr der Diebe mit einem ungewohnt nostalgischen Beiklang in der Stimme. »Hier auf meiner Brücke. Auf diesem Weg gelangen so wenige Leute zum Hügel der Schatten, dass ich diesen Übergang getrost als mein Eigentum betrachten darf.«

Der Herzogswind, der bei Tag vom Eisernen Meer her wehte, hatte gedreht; wie immer würde die Nacht von dem schwülen, muffigen Henkerswind beherrscht werden, der vom Land zum Meer blies und durchtränkt war mit den Ausdünstungen der Äcker und der fauligen Marschen.

»Ich gebe dich weg, weißt du.« Einen Augenblick später fügte der Lehrherr der Diebe hinzu: »Das ist kein ... ähh ... Scherz. Heute trennen sich unsere Wege für immer. Schade, dass mit dir irgendetwas nicht stimmt. Dir fehlt etwas ... vielleicht der gesunde Menschenverstand.«

Locke erwiderte nichts darauf. Er sah nur an den gigantischen gläsernen Türmen empor, derweil der Himmel hinter ihnen verblasste; die blau-weißen Sterne gewannen an Glanz, und im Westen erloschen die letzten Strahlen der Sonne, als würde sich ein mächtiges Auge schließen.

Doch ehe es richtig dunkel werden konnte, breitete sich ein neuer Lichtschimmer aus, ein schwacher, flackernder Schein, der die aufkommende Finsternis verdrängte. Dieses Licht glitzerte in dem Elderglas, aus dem die Fünf Türme gebaut waren, und es flimmerte in dem transparenten Glas der Brücke, auf der sie standen. Mit jedem Atemzug, den sie nahmen, gewann es an Strahlkraft, bis es die Stadt in das kränkelnde Zwielflicht eines wolkenverhangenen Tages tauchte.

Die Stunde des Truglichts war angebrochen.

Von den Spitzen der Fünf Türme bis zu den obsidianglaten, enormen Wellenbrechern und den künstlichen Riffen un-

ter den schiefergrauen Wogen strahlte Truglicht aus jeder Fläche und jeder Scherbe Elderglas, die in Camorr zu finden waren; dieses seltsame Leuchten ging von jedem Schnipsel dieses exotischen Materials aus, das die Wesen, die diese Stadt ursprünglich erbauten, nach ihrem Verschwinden vor unglaublich langer Zeit zurückließen.

Jede Nacht, nachdem der Westen die Sonne endgültig verschluckte, verwandelten sich die gläsernen Brücken in funkelnde Ketten, die an Schnüren aufgefädelten Glühwürmchen glichen; die Glastürme und gläsernen Prachtstraßen, die wunderlichen Gärten voller Glasskulpturen, schimmerten matt in violetten, azurblauen, orangeroten und perlweißen Tönen, während die Monde und Sterne zu einem leblosen Grau verblichen.

Diese Lichtverhältnisse galten in Camorr als Abenddämmerung – die Werkträgigen der Tagschicht legten ihre Arbeit nieder, die Nachtwachen rückten aus, und die landwärtigen Tore wurden verriegelt; eine Schummerstunde, angefüllt mit einem übernatürlichen Glanz, der jedoch schon bald der echten Nacht weichen würde.

»Und jetzt erledigen wir unsere Angelegenheit«, verkündete der Lehrherr der Diebe, als sie auf einer Bahn aus sanftem, fremdartigem Licht zum Tempelbezirk hinunterschritten.

8

Solange das Truglicht dauerte, blieben die Tempel in Camorr traditionsgemäß noch geöffnet, um erst nach Einbruch der richtigen Dunkelheit die Pforten zu schließen. Der Priester ohne Augen, der dem Haus des Perelandro angehörte, nutzte diese Zeitspanne, um den kupfernen Geldtopf, der vor ihm auf den Stufen seines verfallenen Tempels stand, zu füllen.

»Waisenkinder!«, brüllte er mit einer Donnerstimme, die besser auf ein Schlachtfeld gepasst hätte. »Sind wir nicht alle Waisen, früher oder später? Wehe denen, die kaum dem Säuglingsalter entwachsen, vom Busen ihrer Mütter gerissen werden!«

Zwei schwächliche, in weiße Kapuzenmäntel gekleidete Knaben, vermutlich Waisen, hockten zu beiden Seiten des Kupferkessels. Der unheimliche Glanz des Truglichts schien in ihren tief in den Höhlen liegenden, starren Augen ein dunkles Feuer zu entzünden, während sie die Männer und Frauen beobachteten, die auf den Plätzen und Straßen ihrer Götter beflissen ihren Geschäften nachgingen.

»Wehe denen«, lamentierte der Priester weiter, »die ein grausames Schicksal in eine böse Welt hineinwirft, in der kein Platz für sie ist, in der sie überflüssig sind. Zu Sklaven werden sie gemacht! Zu Sklaven, oder schlimmer noch, zu *Spielzeugen*, um die perversen Triebe der Lasterhaften und Gottlosen zu befriedigen. Dann führen diese armen Seelen ein Schattendasein, in dem sie unaussprechliche Dinge tun müssen, werden erniedrigt, bis sie nur noch Kreaturen sind. Im Gegensatz dazu darf ein bloßer Sklave sich noch glücklich schätzen!«

Locke staunte, denn er hatte noch nie zuvor ein Schauspiel gesehen oder einen in Rhetorik ausgebildeten Redner gehört. Der hier demonstrierte ätzende Spott konnte kochendes Wasser aus einem Stein brodeln lassen; die schonungslose Anklage brachte seinen Puls vor Aufregung und Scham zum Rasen, obwohl er doch selbst ein Waisenkind war. Er wollte, dass dieser Mann mit seinem weithin dröhnenden Organ noch mehr Vorwürfe hinausschrie.

Vater Chains, der Priester ohne Augen, war eine so berühmte Persönlichkeit, dass selbst Locke Lamora von ihm gehört hatte; ein Mann von späten mittleren Jahren, mit einem Brustkorb, der so breit war wie das Pult eines Schreibers und einem Bart, der an seinem zerfurchten Gesicht klebte wie ein Polster

aus Scheuerwolle. Eine dicke weiße Binde verdeckte seine Stirn und die Augen, ein Gewand aus weißer Baumwolle reichte ihm bis zu den bloßen Füßen, und an beiden Handgelenken trug er schwarze Eisenfesseln. Von diesen Handschellen führten schwere Stahlketten die Stufen der Tempeltreppe hoch und durch die offen stehende Tür ins Innere des Heiligtums hinein; Locke bemerkte, dass diese Ketten straff gespannt waren, wenn Vater Chains seine markigen Worte mit entsprechenden Gesten unterstrich. Weiter als bis zu diesem Punkt auf der Treppe reichte seine Freiheit nicht.

Die Leute erzählten, dass Vater Chains seit dreizehn Jahren nicht über die Stufen seines Tempels hinausgekommen war. Als Zeichen seiner Hingabe an Perelandro, den Vater der Barmherzigkeit und den Schirmherrn der Benachteiligten, hatte er sich selbst mit eisernen Handfesseln, die weder Schlösser noch Schlüssel besaßen, an die Innenwände seines Sanktuariums gekettet und einen Arzt dafür bezahlt, dass er ihm vor einer gaffenden Zuschauerschar die Augen ausriss.

»Der Schirmherr der Benachteiligten wacht über jeden Sohn und jede Tochter der Verstorbenen, dessen seid gewiss! Seinen Segen erteilt er denjenigen, die den mutterlosen und vaterlosen Kindlein Hilfe zuteil werden lassen, obwohl keine Blutsbande sie dazu verpflichten ...«

Obwohl Vater Chains bekanntermaßen nicht nur blind war, sondern zusätzlich eine Augenbinde trug, hätte Locke schwören können, dass der Priester sein Gesicht ihm und dem Lehrherrn der Diebe zuwandte, als sie den Vorplatz zum Tempel überquerten.

»... und die aus purer Herzensgüte heraus die Kinder von Camorr mit Nahrung und Obdach versorgen. Diese Menschen kennen keinen kaltherzigen Geiz, sondern sie sind angefüllt mit selbstloser Güte! Gesegnet seien die«, zischte er voller Inbrunst, »welche sich um die *zarten, hilflosen* Waisen kümmern!«

Als der Lehrherr der Diebe die Treppe erreichte und sich anschickte, die Stufen hinaufzusteigen, trat er betont fest auf, um durch das dumpfe Klappern der Schuhsohlen auf sich aufmerksam zu machen.

»Da kommt jemand«, unterbrach Vater Chains seine flammende Rede. »Meine Ohren verraten mir, dass es sich um *zwei* Personen handelt!«

»Hier bringe ich dir den Jungen, über den wir uns unterhalten haben, Vater«, verkündete der Lehrherr der Diebe so laut, dass ein paar Passanten ihn hören konnten, sofern sie zufällig die Ohren spitzten. »Ich habe ihn so gut es ging auf die ... ähh ... Prüfungen für das Noviziat und die Initiation vorbereitet.«

Der Priester stolperte die Stufen hinunter, um Locke entgegenzugehen, die rasselnden Ketten hinter sich her schleifend. Die Knaben, die den Kessel für die Geldspenden bewachten, schielten flüchtig unter ihren Kapuzen hervor, sagten jedoch nichts.

»Tatsächlich?« Vater Chains' Hand schoss mit alarmierender Präzision vor, und seine schwieligen Finger krümmten sich um Lockes Stirn, die Wangen, die Nase und das Kinn. »Ein kleiner Junge, wie es scheint. Sogar ein *sehr* schmales Bürschchen. Obwohl ich in dem traurigen, spitzen Waisenantlitz ein gewisses Maß an Charakter zu erkennen glaube.«

»Er heißt Locke Lamora«, erklärte der Lehrherr der Diebe. »Ich könnte mir gut vorstellen, dass er mit seiner ausgeprägten Tatkraft und Vorliebe für Eigeninitiative dem Orden von Perelandro nützliche Dienste erweisen wird.«

»Noch besser wäre es«, grollte der Priester, »wenn er aufrichtig, bußfertig, ehrlich und gehorsam ist. Aber zweifelsohne hat er während seiner Zeit in deiner liebevollen Obhut diese günstigen Eigenschaften allein durch dein vorbildliches Verhalten gelernt.« Er klatschte dreimal in die Hände. »Jungs, unser Tagewerk ist beendet; nehmt die Almosen der braven

Bürger von Camorr, und dann bringen wir unseren künftigen Initianden in den Tempel.«

Der Lehrherr der Diebe drückte kurz Lockes Schulter, dann bugsierte er ihn mit Eifer die Treppe hoch, wo der Priester ohne Augen schon auf ihn wartete. Als die Knaben in den weißen Kutten den klirrenden Kupferkessel an ihm vorbeischleppten, warf der Lehrherr der Diebe eine kleine lederne Geldbörse hinein, breitete die Arme aus und verbeugte sich mit der ihm eigenen aufgesetzten Theatralik. Locke sah ihm hinterher, wie er hurtigen Schrittes durch den Tempelbezirk eilte, die verkrüppelten Arme schlenkernd und fröhlich die Schultern rollend; es war der Gang eines Mannes, der sich von einer schweren Last befreit fühlt.

9

Das Allerheiligste des Tempels von Perelandro war eine modrige Steinkammer, auf deren Boden sich Wasserpfüten sammelten; die von Schimmel zerfressenen Wandbehänge lösten sich zusehends in ihre Bestandteile auf, nicht mehr lange, und von ihnen blieben nur noch ein paar kahle Fäden übrig. Erhellte wurde das Gemach lediglich von dem milden Glanz des Truglichts und den halbherzigen Anstrengungen einer alchemistischen Kugel aus Milchglas, die reichlich wackelig in einer Wandhalterung ruhte. Direkt darunter war eine Stahlplatte ins Gemäuer eingelassen, an der die Ketten befestigt waren, mit denen sich Vater Chains' an seinen Tempel gefesselt hatte. An der hinteren Wand sah Locke einen mit einem Vorhang verschlossenen Durchgang, sonst nichts.

»Calo, Galdo«, rief Vater Chains, »seid so lieb und kümmeret euch um die Tür, ja?«

Die Jungen stellten den Kupferkessel ab und begaben sich

zu einem der Wandbehänge. Gemeinsam zogen sie ihn zur Seite und hantierten dann an einer verborgenen Vorrichtung; im Mauerwerk des Sanktuariums knarrte ein schwerer Mechanismus, und die beiden Flügel des Portals, das nach draußen auf die Tempeltreppe führte, bewegten sich nach innen. Knirschende Geräusche wurden laut, als Stein gegen Stein schrammte; und nachdem sich die Torflügel endlich geschlossen hatten, leuchtete die alchemistische Kugel plötzlich mit einem lebhaften Flackern auf und spendete ein viel helleres Licht.

»Komm her zu mir, Locke Lamora«, befahl der Priester ohne Augen, während er sich hinkniete und die langen, schlaffen Ketten sich neben ihm zu kleinen stählernen Hügeln auftürmten, »und lass mich sehen, ob du geeignet bist, als Initiand in diesen Tempel aufgenommen zu werden.«

Wenn Vater Chains auf den Knien lag, befand sich Locke ungefähr auf Augenhöhe mit ihm. Als der Priester ihn mit beiden Händen herbeiwinkte, trat der Junge näher an ihn heran und stand abwartend da. Der Priester schnüffelte und rümpfte die Nase.

»Wie ich merke, legte dein früherer Herr und Meister nicht sonderlich viel Wert auf Körperpflege. Offenbar machte es ihm nichts aus, wenn seine Schützlinge ein bisschen streng rochen. Nun, das lässt sich ändern. Zunächst einmal reichst du mir deine Hände.« Mit festem und zugleich sanftem Griff nahm der Priester Lockes kleine Hände und führte sie, bis die Innenflächen auf seiner Augenbinde lagen. »Jetzt schliesse einfach deine Augen ... und konzentriere dich. Lass alle tugendhaften Gedanken, die in dir stecken, an die Oberfläche steigen – lass deine großmütige, warmherzige Gesinnung in deine unschuldigen Hände strömen ... Ah ja, so ist's richtig ...«

Locke schwankte zwischen Belustigung und einer vagen Furcht, doch die Runzeln in Vater Chains' verwittertem Antlitz verzogen sich, und bald sperrte er den Mund auf wie in einer Anwandlung von glückseliger Entrücktheit.



Scott Lynch

Die Lügen des Locke Lamora

Band 1

Roman

eBook

ISBN: 978-3-641-14710-5

Heyne

Erscheinungstermin: April 2014

Diesen Fantasy-Helden werden Sie nie wieder vergessen!

Locke Lamora ist ein Held. Nein, eigentlich ist er das nicht: Er ist ein Dieb, ein Lügner und ein Ganove, wenn auch mit guten Manieren. Mit seiner Bande bewegt er sich in den Kanälen und engen Gassen des Herzogtums Camorr, um die Nobilität um ihre Schätze zu erleichtern. Und darin ist Locke unschlagbar, denkt er zumindest. Bis ein weiterer Verbrecher in Camorr auftaucht. Locke muss handeln – und das Abenteuer seines Lebens beginnt ...

Im Stadtstaat Camorr hat man eine ganz eigene Lösung gefunden, um die Kriminalität unter Kontrolle zu halten: den „Geheimen Frieden“. Gemäß dieser Absprache zwischen dem Adel und dem Herrscher der Unterwelt dürfen Diebe mehr oder weniger ungestraft ihr Unwesen treiben, solange die Aristokratie von ihnen verschont bleibt. Doch Locke Lamora und seine Gentlemen-Ganoven halten nicht viel von Absprachen und haben es sich zur Gewohnheit gemacht, die Reichen der Stadt um ihr Geld zu erleichtern. Das funktioniert wunderbar, bis der geheimnisvolle Graue König mithilfe eines scheinbar unbesiegbaren Soldmagiers die Macht über die Unterwelt an sich reißt und droht, das sensible Herrschaftsgefüge von Camorr aus dem Gleichgewicht zu bringen – und dazu braucht er Lockes einzigartige Fähigkeiten ...

Mit diesem Roman betritt ein einzigartiges Talent die Bühne der internationalen Fantasy: Scott Lynchs „Die Lügen des Locke Lamora“ ist nicht nur eine atemberaubende Weltenschöpfung, sondern auch ein Abenteuerroman, der den Leser nicht mehr loslässt.